

Renatus Ziegler | Revolution des Denkens

Fragen, Übungen und Betrachtungen zu Metamorphosen des Denkens im Erlebnisfeld des Werkes «Die Philosophie der Freiheit» von Rudolf Steiner

9. Denkende Selbstaufklärung

Zu Kapitel III

Der systematische Höhepunkt der Untersuchungen des Denkens, zu welchen die 7. und 8. Folge hinführen, ist die Selbstaufklärung oder Selbstbegründung des Denkens, die Rechtfertigung des Denkens vor sich selbst (Abschnitt 9.1). Dem folgt eine detaillierte zusammenfassende Darstellung verschiedener Arten des Denkens vom Gedankenhaben und Routinedenken bis zur Reflexion des ideenanschauenden reinen Denkens (Abschnitt 9.2). Nach der Behandlung der Frage, ob man sich im Denken irren kann (Abschnitt 9.3), wird die Rechtfertigung des Denkens einer vertieften Analyse unterzogen und sowohl in ihrer Tragweite als auch in ihren (vorläufigen) Grenzen charakterisiert (Abschnitt 9.4). Spätestens jetzt ist es an der Zeit, sich mit verschiedenen Einwänden gegenüber diesem Ansatz auseinanderzusetzen (Abschnitt 9.5).

- Lösung des Erkenntnisproblems für das tätig ideenbildende und -anschauende Denken: Denken kann auf der Grundlage von Beobachtungen des Denkens und ohne Einbezug außergedanklicher Elemente restlos in seiner Struktur aufgeklärt werden.
- Die denkende Untersuchung von Beobachtungen des Denkens ist das grundlegende Instrument zur Aufklärung des Denkens.
- Denken ist im Vollzug seiner sich selbst aufklärenden Funktion eine unabhängig vom persönlichen Subjekt existierende Realität.
- Fehler und Irrtümer des Denkens sind Indizien für Unterbrüche der Denkaktualität.
- Die eigene Denktätigkeit kann nur post-aktuell beobachtet werden, ist aber während des Denkens erfahrbar.
- Einwände gegen die Selbstaufklärung des Denkens sind entweder selbstwidersprüchlich oder entbehren hinreichender Erfahrungsgrundlagen.

9.1 Selbstaufklärung und Selbstbegründung des Denkens: Beobachtungswirklichkeit des Denkens

Für jeden aber, der die Fähigkeit hat, das Denken zu beobachten - und bei gutem Willen hat sie jeder normal organisierte Mensch -, ist diese Beobachtung die allerwichtigste, die er machen kann. Denn er beobachtet etwas, dessen Hervorbringer er selbst ist; er sieht sich nicht einem zunächst fremden Gegenstande, sondern seiner eigenen Tätigkeit gegenüber. Er weiß, wie das zustande kommt, was er beobachtet. Er durchschaut die Verhältnisse und Beziehungen. Es ist ein fester Punkt gewonnen, von dem aus man mit begründeter Hoffnung nach der Erklärung der übrigen Welterscheinungen suchen kann. [III.18]

Ich möchte nun einen weitverbreiteten Irrtum noch erwähnen, der in Bezug auf das Denken herrscht. Er besteht darin, dass man sagt: das Denken, so wie es an sich selbst ist, ist uns nirgends gegeben. Das Denken, das die Be-

Kooperationsprojekt zwischen der
Sektion für Schöne Wissenschaften
am Goetheanum in Dornach
(ssw.goetheanum.org) und dem
Philosophicum in Basel
(www.philosophicum.ch).

Für die «Briefe» wird kein Beitrag
erhoben, gerne sind Spenden
erbeten. Siehe Spenden-Hinweis:
ssw.goetheanum.org

obachtungen unserer Erfahrungen verbindet und mit einem Netz von Begriffen durchspinnt, sei durchaus nicht dasselbe, wie dasjenige, das wir hinterher wieder von den Gegenständen der Beobachtung herauschälen und zum Gegenstande unserer Betrachtung machen. Was wir erst unbewusst in die Dinge hineinweben, sei ein ganz anderes, als was wir dann mit Bewusstsein wieder herauslösen. [III.26]

Im Denken haben wir ein Prinzip, das durch sich selbst besteht. Von hier aus sei es versucht, die Welt zu begreifen. Das Denken können wir durch es selbst erfassen. Die Frage ist nur, ob wir durch dasselbe auch noch etwas anderes ergreifen können. [III.29]

Was in der vorangehenden 8. Folge gemacht wurde, war eigentlich eine fortgesetzte Praktizierung des Ausnahmezustandes. Es wurde über das eigene Denken nachgedacht, es wurde in verschiedenen Ausdrucksformen erfasst und in seinen unterschiedlichen Qualitäten festgehalten. Was man dazu nötig hatte, war nichts als dieses Denken selbst: das Beobachtungsmaterial stammte aus dem Denken, das Instrument zur Ordnung und ideellen Bestimmung dieser Denkbeobachtungen war dasselbe Denken. Im letzteren Fall hat das Denken zwar in aktueller Form über ein bereits vergangenes Denken nachgedacht, ohne dass das so nachdenkende Denken bereits selbst Gegenstand seines Nachdenkens gewesen wäre. Trotz verschiedener Erscheinungsformen (tätig und bloß gegeben) handelt es sich aber um dasselbe Denken, das über die Produkte seines eigenen vergangenen Denkens nachdenkt.

Zum Denken über das Denken kann ich mich also allein auf dieses Denken selbst stützen: Ich muss mich auf nichts Weiteres einlassen als auf das Denken – weder auf Sinneserfahrungen noch auf irgendwelche davon abgeleiteten Erkenntnisse aus Naturwissenschaft oder Psychologie. Alles, was ich zum Erkennen, zum Aufklären meines Denkens bedarf, liegt meinem Denken bereits vor oder kann durch Denken hervorgebracht werden. Das hat nun eine fundamentale Konsequenz: Ich kann mich über mein Denken allein durch Anwendung des Denkens auf sich selbst vollkommen aufklären. Denken ist sowohl notwendig als auch hinreichend für diese Selbstaufklärung. Es bleibt im Prinzip nichts offen oder verborgen – alles im Bereich des Denkens ist mir zugänglich und denkbar. Selbstverständlich gerate ich hier und dort vielleicht an die Grenzen meiner eigenen Kapazitäten und komme persönlich nicht weiter. Es liegt jedoch für das Denken über das Denken nirgends ein grundsätzlich unübersteigbares Hindernis vor, das prinzipiell der erkennenden Erkundung meines Denkens Grenzen setzen und damit das Projekt einer Selbstbegründung des Denkens gefährden könnte.

Das ist die *generelle Lösung des Erkenntnisproblems bezüglich des Denkens* oder die *Beobachtungswirklichkeit des Denkens*: Denken kann grundsätzlich durch sich selbst aufgeklärt und in seinem Wesen selbst erkannt werden. Hiermit ist zugleich gezeigt, dass Denken im Vollzug seiner Selbstaufklärung eine unabhängig vom persönlichen Subjekt existierende Realität ist, da in seine sich selbst aufklärende Bestimmung keinerlei auf das Subjekt bezogene Faktoren einbezogen werden müssen. Damit ist auch für alles Weitere, wo Denken eine Rolle spielt, also insbesondere für das Erkennen und die Freiheit, ein sicherer, nicht mehr ins Wanken zu bringender Ausgangspunkt gewonnen.

Für die hier bearbeitete Frage der *Selbstbegründbarkeit des Denkens* muss beachtet werden, dass es nur um die Frage der Erkenntnis des gegenwärtigen tätigen Denkens geht, das heißt um eine gedanklich-ideelle Ergreifung der dem

gegenwärtigen Bewusstsein zugänglichen Erfahrungsinhalte des tätigen ideenanschauenden Denkens in der Form von Beobachtungen des Denkens. Insbesondere geht es *weder* um die Frage nach der Genese des Denkens (Wie hat sich Denken menschheitlich-evolutiv oder persönlich seit der Kindheit entwickelt?) *noch* um die Frage nach der Funktion der vom Leib/Körper abhängigen Existenz-, Erscheinungs- oder Entwicklungsbedingungen des Denkens (Was ist die Rolle des Gehirns, des Nervensystems für das Denken?). Die an dieser Stelle behandelte Frage betrifft also nur die Bedingungen der *Selbsterkenntnis des Denkens* (epistemologische Bedingungen) und nicht die Frage nach den Seins- oder Existenzbedingungen (ontologische Bedingungen) des tätigen ideenanschauenden Denkens. Dazu ist nur notwendig, dass Erfahrungen dieses *Denkens* vorliegen, was tatsächlich der Fall ist, eben in der Form von Beobachtungen des Denkens. Die Untersuchung der Evolutions- und Existenzbedingungen betrifft Spezialfragen zur Natur des Werdens und des Daseins des Denkens und sind der Selbstaufklärung nachgeordnet: Erst wenn klar ist, dass sich das tätig ideenanschauende Denken über sich selbst, also über seine nur mit ihm selbst gemachten Erfahrungen, aufklären kann, können auch die Fragen angegangen werden, wie es mit anderem, außerhalb des beobachtbaren Denkens vorhandenen Erfahrungen (Gehirn, Evolution etc.) zusammenhängt. Letztere tragen zum Verständnis des Denkens *als Denken* nichts bei, sondern nur zum Verständnis seiner Einbettung in die Evolution und in die körperlichen Grundlagen des Denkens (siehe zu letzterem die 20. und 21. Folge). Wenn ich nicht sicherstellen kann, ob Denken sich über sich selbst und darauf beruhend über sein Verhältnis zu anderem grundsätzlich im Klaren werden kann, bleibt jeder Versuch, das Denken von vornherein mit anderem zu verknüpfen (insbesondere es durch anderes erklären zu wollen, bevor es sich selbst geklärt hat) prinzipiell hypothetisch und damit keiner endgültigen Aufklärung zugänglich.

Die Frage der Selbstaufklärbarkeit des tätigen ideenbildenden Denkens wurde weiter oben positiv beantwortet und begründet. Die Frage nach der Aufklärung anderer, also außerhalb des ideenbildenden Denkens liegender Weltbereiche durch eben dieses Denken, wird ab der 11. Folge aufgegriffen.

9.2 Arten des Denkens

Als eine Art Anwendung und Fortsetzung der vorangehenden selbstaufklärerischen Kapazität des Denkens werden zusammenfassend die bisher gefassten Arten des Denkens charakterisiert (siehe Tabelle 9.1).

(I) *Vorstellendes Denken, Denken als Gedanken-Ereignisse, Gedankenhaben, Routinedenken*. Diese Art des Denkens (die man weiter in sich differenzieren kann, siehe Abschnitt 8.3) umfasst sowohl das Vorfeld und die Ergebnisse des tätigen ideenanschauenden Denkens als auch den Zustand, in den man immer wieder zurückfällt, wenn man die Denktätigkeit abgeschlossen hat. Es ist wie der Heimathafen, aus dem man zu Abenteuern des tätigen ideenanschauenden Denkens ausläuft und in den man unweigerlich zurückkehren muss, wenn diese Tätigkeit beendet wird oder wurde – spätestens beim Einschlafen. Dieses Denken «lebt» von Erinnerungen, Routinen, Gewohnheiten, Konventionen, Assoziationen, vorhandenem Wissen sowie der formalen Komposition und Dekomposition dieser Elemente. Ihm kommt keine eigene Einsicht zu, sondern nur aus der Vergangenheit oder von fremden Autoritäten genährte oder geborgte Sicherheit oder Überzeugtheit.

(Ia) *«Inspiriertes» Denken*. Man kann argumentieren, dass es zwischen der vorangehenden und der folgenden Art des Denkens wie eine Art Zwischenreich gibt, in welchem einerseits die Denktätigkeit irgendwie anwesend ist und an-

dererseits Ideen (Einfälle, «Intuitionen», «Inspirationen» etc.) von selbst, aus ihrer eigenen Kraft auf einen zukommen. Namentlich in der Wissenschaftsgeschichte gibt es viele Berichte darüber, dass für Forscher, die sich über längere Zeit intensiv mit einem Gebiet, einer Frage, einem ungelösten Problem befasst haben, in einem entspannten Moment sich plötzlich der zündende Einfall, das noch fehlende Puzzle-Teil eines umfassenden Gedankenzusammenhangs (Theorie) eingestellt hat. Da man, wenn man in ein Forschungsproblem intensiv involviert ist, kaum je wirklich ganz loslässt, also auch in entspannten Momenten irgendwie dranbleibt, kann man hier auch von einem für «Inspirationen», vermöge vorangehender eingehender Beschäftigung, offenen Denken sprechen («günstiges Inspirationsklima»). Solche «Inspirationen» offenbaren bestenfalls nicht nur bereits Gedachtes, sondern auch für den Forscher und die Forscherin Neues, in die Zukunft Weisendes. Ohne solche Vorbereitungen wäre vermutlich die entsprechende «Inspiration» spurlos und unbemerkt vorübergegangen. Man hätte sie nicht bemerkt und/oder in ihrer Bedeutung nicht «erkannt». Man hätte die zu ihrer Auffassung notwendige Geistesgegenwart und notwendige Vor-Informiertheit nicht besessen.

Diese Tatsachen sind unbestritten. Es handelt sich um reale, inspirierende Erlebnisse, welche mein Denken maßgeblich befruchten können – aber sie gehören weder zum Bereich des reinen Denkens noch zu den bloß vergangenheitsorientierten Vorstellungen. Letzteres ergibt sich aus dem in die Zukunft weisenden Charakter solcher Erlebnisse. Weshalb gehören sie nicht zum reinen Denken (zumindest nicht zu derjenigen Art des reinen Denkens, das hier thematisiert wird)? Weil solche inspirierenden Einfälle nicht die Klarheit und Überschaubarkeit, die das Ende eines denkerischen Forschungsweges auszeichnen, also nicht die fertige Lösung des Problems umfassen. Im Gegenteil: die entscheidende Arbeit fängt jetzt erst an – auch das gehört zu den genannten Berichten aus der Wissenschaftsgeschichte: Das inspirierende Erlebnis muss erst ideell gefasst und geklärt und in den Bestand des bereits Erarbeiteten eingeordnet werden, das heißt, es muss erst in die Form des reinen Denkens gebracht werden, um für weitere Erkenntnisschritte fruchtbar gemacht werden zu können (zum Beispiel für die Einordnung in bereits bekannte eventuell umfassendere Theorien, für die Konzeption neuer Experimente etc.). Kurz: Solche «Inspirationen» haben den Charakter einer bestenfalls geistigen Wahrnehmung, nicht einer Idee und bedürfen deshalb, genauso wie andere Wahrnehmungen auch, der Ergänzung durch im reinen Denken gefasste Ideen.

(II) *Naives aktives und reines Denken von Ideen.* Gelingt es anhand von Übungen in der Art der Abschnitte 7.2 bis 7.5 in ein tätiges Ideenbilden einzusteigen, so praktiziert man ein tätig wahrnehmendes Denken von Ideen. Hier kommt der hingebungsfähige Wille ins Denken hinein. Es bringt durch seine Tätigkeit auf sich selbst ruhende, bezüglich dieser Tätigkeit invariante Erfahrungsinhalte in das Bewusstsein, eben Ideen. Diese Art des Denkens wird hier *naiv* genannt, da es sich zwar der angeschauten Inhalte, nicht jedoch der Qualität seiner Tätigkeit, seiner spezifischen Art und Weise, seiner aktiven Präsenz, bewusst ist. Dieses naive reine Denken ist jedoch die Basis, der Ausgangspunkt aller Erfahrungen des Denkens in Beobachtungsform, die man mit dem aktiven Denken machen kann.

(III) *Beobachtungen des Denkens.* Als Ergebnis der Praktizierung eines naiven Denkens im Sinne von (II) sind im Nachhinein Beobachtungen dieses Denkens präsent und greifbar. Sie sind vorhanden, ohne dass vorgängig für deren Auftauchen gesorgt werden musste. Solche Beobachtungen des Denkens sind eigentlich keine neue Denkform – sie sind auch eine Form von Gedankenha-

ben (!) –, aber sie umfassen neu präsente Materialien, das heißt Experimentalergebnisse aus dem vergangenen, vorherigen Denken. Sie bilden das Material, über das man zwecks einer Aufklärung des Denkens nachdenken kann und muss (IV).

(IV) *Denkende Betrachtung von Beobachtungen des Denkens: Ausnahmezustand, Reflexion des Denkens.* Mit diesem Denken greift man heraus, ordnet und strukturiert die Beobachtungen des Denkens (III). Diese Beobachtungen werden hinsichtlich derjenigen Elemente, die von der Art, von der Qualität vergangenen Denkens zeugen, analysiert; daraus wird eine Idee des Denkens entwickelt (etwa: Denken ist eine Ideen tätig wahrnehmende Aktion) und diese an eben diesen Beobachtungen des Denkens auf ihre Stimmigkeit, auf ihre Wirklichkeitsgemäßheit geprüft. Daraus ergibt sich die *Beobachtungswirklichkeit des Denkens*, das heißt die wirklichkeitsgemäße Einsicht in die Struktur des Denkens anhand von Beobachtungen des Denkens.

Man beachte: Während man dieses Denken durchführt, sind die spezifischen Erfahrungen, die man mit ihm aktuell macht, nicht Gegenstand der Untersuchungen. Diese können es erst werden, wenn dieses aktuelle Denken selbst zu einem Abschluss gekommen und dadurch der Bereich der Beobachtungen des Denkens durch die Erfahrungen an diesem Denken erweitert worden ist. Dann kann der Ausnahmezustand auch hierfür praktiziert werden.

Tabelle 9.1: Arten des Denkens

	Inhalt	Form des Auftretens	Aufmerksamkeit	Bewusstsein	Klarheit und Sicherheit	Quelle der Inhalte
Gedankenhaben, Routinedenken	Vorstellungen, Erinnerungen, Einfälle, Assoziationen etc.	Gegeben, bloß auftretend	Auf gegebenes Gegenüber	Gegenstandsbewusstsein	Aus früheren Erfahrungen, geborgt, indirekt, aus dritter Hand	Erfahrungen, Erinnerungen, Routine
Naives reines Denken	Ideenbeziehungen	Aktiv	Produktiv: tätig wahrnehmend und wahrnehmend tätig	Aktive Begegnung mit Ideen	Aus unmittelbarer Ideenerfahrung	Anschauendes Tätigsein
Beobachtungen des Denkens	Wissen, Kenntnis	Gegeben nach aktiver Denkphase	Rezeptiv	Ideengeleitetes Aufsuchen	Aus eigener Erfahrung stammend	Vergangenes aktives Denken
Reflexion des Denkens, denkende Betrachtung des Denkens	Ideelle Beziehungen zwischen Beobachtungen des Denkens	Tätiges Verarbeiten von Beobachtungen, Schlussfolgerungen	Produktiv und rezeptiv	Begegnung von Beobachtung und Idee des Denkens	Eigene Erkenntnis der Zusammenhänge	Gegenwärtiges aktives Denken über Beobachtungen des Denkens

9.3 Kann man sich im Denken irren?

Errare humanum est: Irren ist menschlich. Selbstverständlich kommt es auch im Rahmen von Denkvorgängen zu Fehlern, Irrtümern, logischen Versehen, falschen Schlussfolgerungen. Man übersieht etwas, überspringt einen Argumentationsschritt, verliert die Übersicht bei einem Gedankengang.

Man muss zwei Aspekte unterscheiden: Einerseits das Vorkommen *einzelner* Irrtümer und andererseits das *generelle* Verhältnis des Denkens zum Irrtum. Ersteres ist unbestritten. Zum Zweiten stellen sich verschiedene Fragen: Gehört es dem Wesen nach zum tätig sich selbst und Ideen erlebenden menschlichen Denken, dass es sich irrt? Ist der Irrtum in der Natur dieses Denkens begründet? Ist Denken grundsätzlich mit Irrtum behaftet, also Irrtum grundsätzlich nicht überwindbar? Verwandt sind damit Fragen wie die folgenden: Kann/muss Denken als Ganzes (nicht: einzelne Gedanken) bezweifelt werden? Ist Denken grundsätzlich bezweifelbar?

Zunächst zu den grundsätzlichen Fragen. Denken kann sich nur selbst beurteilen. Es gibt keine Instanz außerhalb des Denkens, die geeignet wäre, etwa

festzustellen, dass es in der Natur des Denkens läge, zu Irrtümern zu führen. Denn das Verhältnis einer solchen Instanz zum Denken kann wiederum nur durch das Denken geklärt werden; das Verhältnis von ihr zum Denken müsste zumindest in der Form des Denkens gefasst werden können. Damit ist das Denken, in allen Angelegenheiten, die ausschließlich es selbst betreffen, nicht hintergebar, also nicht reduzierbar auf etwas außerhalb seiner selbst Stehenden (siehe dazu auch den letzten Abschnitt 9.5 der vorliegenden Folge). Denken ist selbst die erste, einzige und letzte Instanz, die sich über sich selbst Rechenschaft geben kann und muss.

Wenn man also dem Denken im Allgemeinen – hier natürlich insbesondere das tätig erlebende, ideenanschauende und Beobachtungen des Denkens bearbeitende Denken – das Irren zuschreibt, so tut man dies mit gerade demselben Denken. Damit ist diese Behauptung selbst irrtumsanfällig und somit unbrauchbar. Entsprechendes trifft zu, wenn man (denkend) dem tätigen Denken die grundsätzliche Bezweifelbarkeit zuschreibt; dann ist auch diese Aussage bezweifelbar und damit als letztgültige Einsicht über das Denken hinfällig.

Der typische Skeptiker kleidet seine diesbezügliche Behauptung in das vorsichtigeren und scheinbar unangreifbareren Gewand: Könnte es nicht sein, dass sich das tätige sich selbst und Ideen anschauende Denken irrt? Wenn das grundsätzlich gemeint ist und nicht auf eine bestimmte einzelne Denkleistung (die immer bezweifelbar ist, das heißt immer wieder geprüft werden muss) gemünzt ist, so kann und muss das vorangehend Bedachte auch hier angebracht werden: Wenn ich mir grundsätzlich immer offen lasse, ob ich mich im Denken irren könnte, so trifft diese Behauptung auch gerade für die vorliegende These der Bezweifelbarkeit zu und letztere liefert somit keine verlässliche Charakteristik des Denkens. Folglich: Das Denken kann weder als grundsätzlich irrtumsanfällig noch als bezweifelbar bestimmt werden.

Anders sieht es auch, wenn *einzelne* Denkergebnisse aus dem tätig sich selbst und Ideen erlebenden Denken herausgegriffen werden und hier die Frage gestellt wird: Stimmt das? Liegt hier sicher kein Irrtum vor? Diese Frage kann man immer stellen und muss sie stellen insbesondere bei Behauptungen, die an einen von außen herangetragen werden oder die bei einem selbst aus der Denkaktivität herausgefallen sind, zum Beispiel nur noch erinnert werden.

Wie geschieht die Überprüfung? Natürlich durch eigenes Denken. Aber kann man sich hier nicht ein weiteres Mal irren? Selbstverständlich – aber weder notwendigerweise noch deshalb, weil Denken grundsätzlich irrtumsanfällig ist. Letztere Behauptung, dass Denken grundsätzlich nicht irrtumsfrei sein könne, wurde weiter oben zurückgewiesen. Es bleibt die Frage: Wie kann es durch Denken zu einem konkreten Irrtum kommen?

Man beachte nach wie vor: Hier geht es allein um das tätig sich selbst und Ideen erlebende und anschauende reine Denken, also nicht um das Gedankenhaben oder Routinedenken (siehe den vorangehenden Abschnitt 9.2 und Abschnitt 8.3).

Übung: Untersuchen Sie Ihre eigenen Denkfehler, oder was Sie als Denkfehler oder Irrtümer anderer Menschen halten. Können Sie im aktuellen Nachvollzug des entsprechenden Denkvorgangs die Quelle des Fehlers finden, also denjenigen Punkt, diejenige Phase des Denkens identifizieren, in welcher der Fehler passiert ist? Was liegt da genau vor? Wie kam es zum Fehler (nicht: was ist der Fehler)?

Die Frage, wie es zu einem Irrtum kommen kann, ist eine denkempirische Frage und muss anhand der Untersuchung tatsächlicher Fehler vollzogen wer-

den. Wenn man das tut, so ergibt sich Folgendes: Fehler ergeben sich genau dann, wenn man unbemerkt aus der Denkaktualität herausfällt, das dann Erlebte mitnimmt, und dann wieder zurück ins aktive Denken einsteigt, ohne dieses Herausfallen und die Natur der dort erfahrenen Erlebnisinhalte angemessen zu berücksichtigen (das heißt neu zu aktualisieren). Dies bedeutet im Einzelnen, dass man auf spontane Kenntnisse (einschließlich Einfälle, Erinnerungen, «Selbstverständliches» etc.) zurückgreift, die nicht Teil des aktuellen Denkvorgangs sind, sondern von außen in ihn hereingelassen worden sind (besser: sich von außerhalb des denkenden Tätigseins hereingedrängt haben). Mit anderen Worten: Man fällt aus dem tätigen Denken vorübergehend in die Modi des Gedankenhabens und Routinedenkens und trägt deren «Früchte» in das tätige Denken. Auch Gefühle wie Vorlieben für bestimmte «schöne» Gedankenresultate können eine Rolle spielen, oder der Drang zu schematisieren (etwa Einteilungen in drei, vier fünf, sieben oder zwölf Kategorien).

Fazit: Fehler oder Irrtümer sind Indizien für Unterbrüche der Denkaktualität, für ein vorübergehendes Herausfallen aus dem tätigen Denken.

Zu den spezifischen Gründen des Herausfallens aus dem tätigen Denken, die einen in einen Irrtum gleiten lassen können, kann im Allgemeinen nichts gesagt werden, da diese sehr mannigfaltig sein können. Aber meist sind es Assoziationen, Einfälle und Erinnerungen, die einen ablenken und aus dem selbstgetätigten Vollzug des tätigen Denkens in die Gefilde des bloß Gegebenen (Assoziationen, Einfälle, «Inspirationen», Visionen, Brainstorming etc.), Bekannten, Gewussten, Gewohnten etc. führen.

9.4 Nichtbeobachtbarkeit und Erfahrbarkeit des Denkens

Ich kann mein gegenwärtiges Denken nie beobachten; sondern nur die Erfahrungen, die ich über meinen Denkprozess gemacht habe, kann ich nachher zum Objekt des Denkens machen. Ich müsste mich in zwei Persönlichkeiten spalten: in eine, die denkt, und in die andere, welche sich bei diesem Denken selbst zusieht, wenn ich mein gegenwärtiges Denken beobachten wollte. Das kann ich nicht. Ich kann das nur in zwei getrennten Akten ausführen. Das Denken, das beobachtet werden soll, ist nie das dabei in Tätigkeit befindliche, sondern ein anderes. [III.14]

Ich kann aus dem Denken gar nicht herauskommen, wenn ich das Denken betrachten will. Wenn man das vorbewusste Denken von dem nachher bewussten Denken unterscheidet, so sollte man doch nicht vergessen, dass diese Unterscheidung eine ganz äußerliche ist, die mit der Sache selbst gar nichts zu tun hat. Ich mache eine Sache dadurch überhaupt nicht zu einer andern, dass ich sie denkend betrachte. [III.27]

In diesem Abschnitt werden einige Spezialfragen aufgegriffen, die bei Untersuchungen zu denkenden Betrachtungen des Denkens immer wieder auftauchen. Zunächst muss man sich klarmachen, dass die Frage der Beobachtung des Denkens, so wie Steiner die Idee der Beobachtung im Kapitel III von «Die Philosophie der Freiheit» einführt, die Beobachtbarkeit des Denkens kategorisch, oder per definitionem, ausschließt: Wenn man unter Beobachtung etwas versteht, was ohne unmittelbare individuelle Eigentätigkeit präsent ist, dann kann aktuelles Denken *nicht* beobachtbar sein. Und zwar nicht deshalb nicht, weil es einem an der entsprechenden Fähigkeit mangelte, oder man diese Fähigkeit erst entwickeln müsste, sondern ganz grundsätzlich.

Das schließt allerdings nicht aus, dass das tätige Denken *während* dieser Tätigkeit *erfahren* werden kann, dann natürlich auf eine andere Weise als durch Beobachtung. Man muss sogar aus den nach dem tätigen Denken auftretenden Beobachtungen *zurückschließen* auf ein *während* des Denkens stattgehabtes Erleben dieses Denkens. Denn woher sollten sonst die Beobachtungen des Denkens kommen? Man muss weiter *schließen*, dass diese *während* des tätigen Denkens eintretenden Denkerfahrungen gleich wieder *vergessen* werden und eben erst nach Beendigung der aktuellen Denkphase neu als Beobachtungen des Denkens auftauchen. Aus diesem Grunde muss die Beobachtung des Denkens der Erinnerung zugeordnet werden.

Diesem bis hierher geschilderten Tatbestand liegt nun offenbar doch ein Mangel des gegenwärtigen menschlichen Bewusstseins zugrunde. *Nicht* der Mangel der Fähigkeit zur *Beobachtung* des tätigen Denkens, sondern der Mangel, *während* des aktuellen Denkens etwas von diesem Denken bewusst zu *bemerk*en, also erlebend mitzubekommen, was über die reinen Ideeninhalte hinausgeht und die Qualität, das Wie des Denkens betrifft. Ich bin offenbar *zunächst* nur in der Lage, solche «Dinge» zu erfahren, die für mich ohne unmittelbare Eigentätigkeit vorliegen, präsent sind, die mir gegeben sind, denen ich gegenüberstehe – in die ich *nicht* tätig involviert bin, in denen ich *nicht* tätig darinstehe. Deshalb «übersehe» ich naturgemäß das tätige Denken, weil es sich grundsätzlich nicht dieser Art des Gegenüberstehens, also nicht der Beobachtbarkeit beugt.

Hier stellen sich sofort mehrere Fragen: Wie kommt man dazu, eine solche unmittelbare Erfahrbarkeit des Denkens theoretisch zu postulieren, auch wenn sie faktisch (noch) nicht vorliegt? Wie kann diese Fähigkeit eventuell errungen werden? Was hat dies für die Selbstbegründbarkeit des Denkens zu bedeuten?

Zunächst zur letzten Frage. Sie entzündet sich am Problem, ob für diese Selbstbegründung nicht etwas Wesentliches fehlte, wenn man nicht unmittelbar auf aktuelle Erfahrungen des tätigen Denkens zurückgreifen könnte. Die Antwort ist: Ja, wenn das entsprechende Faktum vorläge, so wäre das tatsächlich der Fall. Solange aber diese gegenwärtige Erfahrung des Denkens nicht tatsächlich und unübersehbar vorliegt, kann man sich weder auf sie berufen noch ihre Nicht-Berücksichtigung als Scheitern dieser Selbstbegründung anführen. Ein entscheidender Punkt für diese Argumentation ist die Tatsache, dass *erstens* der Übergang vom tätigen Denken zur Beobachtung des Denkens, dieser Kristallisations- oder Absterbeprozess, ebenfalls *nicht* beobachtbar ist. Und zweitens gibt es keinen *erfahrbaren* Hinweis darauf, dass sich das Denken bei diesem Übergang wesentlich veränderte, dass es in seinem Wesen irgendwie verzerrt oder verfälscht würde dadurch, dass es von einem tätigen Zustand in den Zustand der Beobachtung übergeht. Selbstverständlich mangelt ihm im Nachhinein die *Tätigkeit*, aber für alle seine sonstigen Qualitäten ist die Annahme von deren in Beobachtungsform grundsätzlichen Unzuverlässigkeit reine Spekulation ohne jede Erfahrungsbasis. Damit ist klar, dass das Nichtvorhandensein der postulierten aktuellen Denkerfahrungen keine Gefahr für die weiter oben ausgeführte Selbstbegründung des Denkens darstellte, also diese nicht grundsätzlich in Frage stellen kann.

Man kann allerdings die genannte Selbstbegründung des Denkens, ohne sie in ihrer ursprünglichen Form (Abschnitt 9.1) in Frage zu stellen, auf ein höheres Niveau heben. Dass es eine solche der Beobachtung des Denkens vorangehende Erfahrung des Denkens geben *muss*, ergibt sich, wie ausgeführt, bereits aus der Tatsache des nachherigen Vorliegens von Beobachtungen des

Denkens. Man könnte zu Gunsten der Möglichkeit einer solchen Erfahrung auch anführen, dass man während des Denkens dieses doch irgendwie (dampf, träumend) mitbekommt, also mitempfindet, dass man denkt – allerdings nicht in derselben Klarheit, Sicherheit und Überschaubarkeit, mit der man Denkinhalte tätig wahrnimmt.

Wenn es nun eine solche Fähigkeit des realen Erfahrens des aktiven Denkens gäbe, so müsste sie schließlich auch in die fortgesetzte Fundierung des Denkens einbezogen, integriert werden. Denn: Was *unmittelbar* erfahren werden kann (das aktuelle Denken), darf dann nicht bloß in seiner mittelbaren Form (als Beobachtung des Denkens) Objekt der Untersuchung sein.

Diese ganzen Überlegungen führen natürlich zu der Frage, ob es eine mit derselben Sicherheit und Klarheit, die man bei den Beobachtungen des Denkens sowie den Erfahrungen der Denkinhalte erlebt, verlaufende unmittelbare Erfahrung des Denktätigseins gibt. Ja, es gibt sie und Steiner nennt sie Ende des Kapitels VIII und Anfang des Kapitels IX von «Die Philosophie der Freiheit» *Intuition des Denkens*, im Kontrast und Ergänzung zur im Kapitel V *Intuition* genannten Erfahrung von Ideeninhalten [V.25], der spezifischen *Ideenintuition* (auch: Begriffsintuition).

Auf dieses Thema wird später noch näher eingegangen werden. Es muss dazu jedoch mit aller Deutlichkeit festgehalten werden – auch wenn einen diese Intuition des Denkens besonders interessieren mag –, dass für ihre Entwicklung und Ausbau die grundsätzliche Beherrschung des Ausnahmezustandes, das heißt der denkenden Betrachtung von Beobachtungen des Denkens unabdingbar ist. Warum? Weil genau dort diejenigen Gesichtspunkte, die das Denken betreffenden Charakteristiken, erarbeitet werden können, die eine unmittelbare Untersuchung des tätigen Denkens überhaupt erst ermöglichen. Denn dieses tätige Denken entgleitet der Aufmerksamkeit genau deshalb, weil man nicht wach genug ist für dasjenige, was sich dort zeigt. Man braucht Perspektiven, die Aufmerksamkeit leitende Ideen, mit denen man die Erfahrungen des tätigen Denkens geistesgegenwärtig ergreifen, heraus Schälen und in ihrer Eigenart bestimmen können. Und genau solche Gesichtspunkte gewinnt man in der fortgesetzten Praxis der denkenden Betrachtung von Beobachtungen des Denkens, also im Ausnahmezustand.

Unschwer wird man aber auch erkennen, dass die Seele, indem sie, logischen Gesetzen folgend, durch Verknüpfung von Vorstellungen die Wahrheit sucht, ein Wollen entwickelt. Ein Wollen, das nicht in physiologischen Gesetzen zu umfassen ist. Sonst würde sich eine unlogische Vorstellungsverknüpfung – oder auch nur eine alogische – nicht sondern lassen von einer, die in den Bahnen der logischen Gesetzmäßigkeit verläuft. (Auf dilettantenhaftes Gerede, als ob logische Folgerung nur in einer von der Seele durch Anpassung an die Außenwelt erworbenen Eigenschaft bestünde, braucht man wohl nicht im Ernste Rücksicht zu nehmen.) In diesem Wollen, das rein innerhalb der Seele verläuft, und das zu logisch gegründeten Überzeugungen führt, kann man ein Durchdrungensein der Seele mit einer rein geistigen Tätigkeit sehen. Von dem, was im Wollen nach außen vorgeht, weiß das gewöhnliche Vorstellen so wenig, wie der Mensch im Schlafe von sich weiß. Von dem logischen Bestimmtheitsein beim Bilden von Überzeugungen hat er aber auch nicht ein so volles Bewusstsein wie von dem Inhalte der Überzeugungen selbst. Wer innerlich wenn auch nur anthropologisch zu beobachten versteht, der wird über die Anwesenheit des logischen Bestimmtheitseins im gewöhnlichen Bewusstsein doch einen Begriff bilden können. Er wird erkennen, dass der Mensch von diesem Bestimm-

sein so weiß wie er *träumend* weiß. Man kann durchaus die Richtigkeit des Paradoxons behaupten: das gewöhnliche Bewusstsein kennt den Inhalt seiner Überzeugungen; aber es träumt nur von der logischen Gesetzmäßigkeit, die in dem Suchen nach diesen Überzeugungen lebt. Man sieht: im gewöhnlichen Bewusstsein *verschläft* man das Wollen, wenn man durch den Leib ein Wollen nach außen entwickelt; man *verträumt* das Wollen, wenn man im Denken nach Überzeugungen sucht. Doch erkennt man, dass in letzterem Falle dasjenige, wovon man träumt, kein Leibliches sein kann, denn sonst müssten die logischen Gesetze mit den physiologischen zusammenfallen. [Von Seelenrätseln IV.1.2, S. 132 f.]

9.5 Einwände

Wir müssen erst das Denken ganz neutral, ohne Beziehung auf ein denkendes Subjekt oder ein gedachtes Objekt betrachten. Denn in Subjekt und Objekt haben wir bereits Begriffe, die durch das Denken gebildet sind. Es ist nicht zu leugnen: *Ehe anderes begriffen werden kann, muss es das Denken werden.* [III.31]

Nun darf aber nicht übersehen werden, dass wir uns nur mit Hilfe des Denkens als Subjekt bestimmen und uns den Objekten entgegensetzen können. Deshalb darf das Denken niemals als eine bloß subjektive Tätigkeit aufgefasst werden. Das Denken ist *jenseits* von Subjekt und Objekt. Es bildet diese beiden Begriffe ebenso wie alle anderen. Wenn wir als denkendes Subjekt also den Begriff auf ein Objekt beziehen, so dürfen wir diese Beziehung nicht als etwas bloß Subjektives auffassen. Nicht das Subjekt ist es, welches die Beziehung herbeiführt, sondern das Denken. Das Subjekt denkt nicht deshalb, weil es Subjekt ist; sondern es erscheint sich als ein Subjekt, weil es zu denken vermag. Die Tätigkeit, die der Mensch als *denkendes* Wesen ausübt, ist also keine bloß subjektive, sondern eine solche, die weder subjektiv noch objektiv ist, eine über diese beiden Begriffe hinausgehende. [IV.6]

Eine in irgendeinem Sinne vollständige Auseinandersetzung mit Einwänden gegenüber der Tatsache des reinen Denkens sowie gegen die Selbstbegründung des Denkens ist hier nicht vorgesehen. Das würde eine eigene Abhandlung erfordern. Der Schwerpunkt der vorliegenden Betrachtungen liegt ohnehin auf einer Darstellung *positiver* Erfahrungsergebnisse anhand denkexperimenteller Untersuchungen und nicht auf einer Abgrenzung oder Abwehr von anders gearteten Zugängen zum Denken. Von daher werden hier nur einige wenige grundsätzliche Aspekte zu Einwänden behandelt und nur die wichtigsten Argumentationsschritte gezeigt.

Subjektivität des Denkens: Damit der Vorwurf der Subjektivität des Denkens greift, muss er generell postuliert werden: Denken ist *grundsätzlich* subjektiv. Sobald man von einem solchen global gemeinten Vorwurf abweicht und sich auf eine lokale Variante zurückzieht, handelt es sich nicht mehr um einen Einwand im engeren Sinne, sondern um (bestenfalls) berechtigte Hinweise auf subjektive Komponenten oder Erscheinungsweisen des Denkens. In diesem Sinne läuft der Einwand in vielen Fällen darauf hinaus, dass man *nur* auf die dem reinem Denken immer vorangehenden und ihm nachfolgenden Perioden von vorstellungsgebundenem Denken ins Auge fasst – also eine selbstverständliche Tatsache hervorhebt und verabsolutiert, die aber eben das reine Denken selbst gar nicht betrifft. Dieses Vorgehen wird dann meist damit verbunden,

einer solchen Form des reinen Denkens generell die Existenz abzusprechen, statt das einzig sinnvoll und beweisbare zu behaupten: *Ich* kenne ein solches Denken nicht (im Kontrast zu: Ein solches Denken gibt es nicht).

Auf der anderen Seite ist auch für das reine Denken selbst nicht zu leugnen, dass dieses Denken subjektive Elemente enthält, angefangen von der Auswahl untersuchter Ideen bis hin zur Präsenz derselben im persönlichen Subjekt. In diesem Sinne wird alles dasjenige als «subjektiv» bestimmt, was mit dem denkenden Subjekt zu tun hat, was diesem Subjekt zugeordnet werden kann. «Objektiv» sind dann diejenigen Komponenten des Denkgeschehens, die mit dem Subjekt nichts zu tun haben. Zu letzteren gehören insbesondere die *Inhalte* (eben *nicht* die Präsenz im Bewusstsein) von Ideen sowie die ganze *Selbstaufklärung des Denkens* wie weiter oben gezeigt wurde.

Im Weiteren kann angeführt werden, dass derjenige, der die generelle Subjektivität des tätigen Denkens behauptet, dem denkempirischen Befund widerspricht. Zudem hebt sich diese Behauptung auf, da sie durch Denken selbst aufgestellt wurde: Das subjektive Denken bestimmt sich selbst als subjektiv. Damit ist nichts anzufangen, da damit von vornherein die neutrale Urteilsfähigkeit des Denkens gegenüber sich selbst grundsätzlich in Frage gestellt wird – durch eben dasselbe Denken.

Subjektiv und objektiv sind Gesetzmäßigkeiten, Ideeninhalte, die das Denken selbst erst aufstellen muss, um sich selbst und anderes damit zu bestimmen. Demzufolge ist sowohl das diese Ideen bestimmende Denken jenseits von subjektiv und objektiv als auch diese Ideen selbst. Beide sind Vorbedingungen und nicht Ergebnis einer solchen ideellen Bestimmung des Denkens. Zu der denkenden Bestimmung der genannten Ideen gehört, dass man sich klar macht, dass subjektiv und objektiv unauflöslich aufeinander bezogen sind: Etwas kann nur als subjektiv (das heißt an einem Subjekt auftretend) *relativ* zu einem objektiven Anteil (das heißt unabhängig von einem Subjekt auftretend) bestimmt werden. Beobachtungsinhalte als erlebte Elemente im Bewusstsein sind subjektiv, die so erfahrenen Inhalte sind (relativ dazu) objektiv. Das durch Denken tätig angeschaute Gesetz der Beobachtung, sein Ideengehalt, ist objektiv, sein Erscheinen im Bewusstsein vermöge des tätigen Denkens ist subjektiv.

In diesem Sinne gibt es nichts, was bloß oder ausschließlich subjektiv wäre, ohne irgendeinen Bezug auf objektive Aspekte. Genauso wenig gibt es nichts bloß absolut Objektives, was keinen Bezug zu einem Subjekt hätte. Die als objektiv bestimmte Außenwelt ist nur relativ zu einer als subjektiv bestimmten Innenwelt denkbar, womit über die Berechtigung einer solchen Bestimmung oder die genaue Abgrenzung im Rahmen dieser Unterscheidung noch gar nichts gesagt ist – mit ebenso guten Gründen könnte die umgekehrte Entscheidung bzw. eine andere Abgrenzung verteidigt werden.

Man achte also bei der Verwendung dieser Ideen immer darauf, worauf sich diese Bestimmungen beziehen und wo der jeweilige komplementäre Anteil zu finden ist – und untersuche die Berechtigung der Umkehrung der entsprechenden ideellen Bestimmungen. Man wird bei hinreichender Unvoreingenommenheit finden, dass man immer Gründe sowohl für die eine als auch für die gegenteilige Zuordnung ausarbeiten kann. Mit anderen Worten: Jedes als in irgendeinem Sinne als subjektiv bestimmte Etwas hat auch objektive Aspekte – und umgekehrt.

Übung: Greifen Sie aus Ihrem Erlebnisbereich etwas heraus, das Sie als subjektiv bestimmen und suchen Sie den objektiven Anteil – und umgekehrt.

Abhängigkeiten des Denkens. Auch hier ist wieder darauf zu achten, dass ein Einwand gegen die Selbstbegründbarkeit des Denkens auf der Basis von Be-

hauptungen zu Abhängigkeiten des Denkens von Faktoren außerhalb desselben nur greift, wenn er im absoluten Sinne aufgestellt wird: Denken ist in seiner Selbstaufklärung *grundsätzlich* abhängig von *X*. Hier kann man für *X* alles einsetzen, was einem als berechtigt erscheint: Gehirn, Sprache, Konventionen, Sozialisierung, Erziehung, Evolution etc.

Was meine individuelle Denkgeschichte und meine Erlebnisdimensionen angeht, so kann keiner dieser Einflüsse negiert werden. Aber auch für einzelne Denkakte kommt in Betracht, dass ich dasjenige eher (rein) denken kann, was ich bereits kenne, also Übung darin habe etc. Niemand wird leugnen, dass die sprachliche Fassung von Gedanken eine große Rolle bei der Vorbereitung und Nachbereitung des tätigen Denkens spielt, vor allem für die Kommunikation, für die Speicherung und für die Erinnerung. Aber kann man daraus schließen, dass Denken *generell* sprachlich bedingt ist? Oder dass es, weil es von einem funktionierenden Gehirn abzuhängen scheint, grundsätzlich, in allen seinen Aspekten, vom Gehirn abhängig ist?

Man betrachte die Behauptung: Denken ist grundsätzlich abhängig von *X*, wobei *X* etwas außerhalb des Denkens ist. Falls man die in dieser Behauptung vorkommende Abhängigkeit von *X* auf die Selbstaufklärung des Denkens bezieht, also auf eine potentielle Abhängigkeit einer konsistenten Erkenntnis des Denkens von einem Faktor *X* außerhalb des Denkens, dann lässt sich diese Behauptung aus rein logischen Gründen nicht aufrecht erhalten. Und dies ist ganz unabhängig von einer allfällig behaupteten empirischen Rechtfertigung dieser Abhängigkeit von *X*. Denn jede Erklärung des Denkens durch ein solches *X* setzt das Denken als Erklärungsgrund, als Erkenntnisinstrument voraus. Ich muss mit Denken klarlegen, aufklären, ob und wie genau *X* das Denken beeinflusst, bestimmt, verursacht etc. Auf diese Weise lässt sich Denken nicht auf etwas anderes, außerhalb seiner selbst Liegendes zurückführen oder reduzieren. Denken muss also zuerst durch sich selbst geklärt und begründet werden, bevor es sich sachgemäß mit anderem in einen (zu denkenden) Zusammenhang setzen kann. *Dass* eine solche Selbstbegründung des Denkens ohne Rückgriff auf außerhalb des Denkens liegende Elemente möglich ist, wurde weiter oben gezeigt. Damit entfällt dieser Einwand.

Ideen als Konstrukte oder Konventionen. Dieser Einwand müsste korrekterweise lauten: Es *könnte* sein, dass *alle* Ideen Konstruktionen oder Konventionen des menschlichen Bewusstseins sind. Ein schlüssiger, denkempirischer und/oder phänomenologischer Nachweis dieser Behauptung ist nicht bekannt. Im Gegenteil, die Denkerfahrung zeigt etwas ganz anderes. Der Einwand ist in diesem Sinne rein hypothetisch und könnte als solcher unberücksichtigt bleiben. Da er jedoch weit verbreitet ist, soll kurz darauf eingegangen werden.

Wie kommt der Einwand zustande? Er ist Ausdruck der Tatsache, dass in der Regel gar nicht auf das reine Denken selbst, sondern auf seine assoziativen Vorstufen, auf das Gedankenhaben oder Routinedenken geblickt wird, denn da ist der Einwand berechtigt. Überträgt man den Einwand auf das reine Denken, so stellen sich einige zentrale Fragen: Wodurch kommen diejenigen Konventionen zustande, die mein Denken grundsätzlich prägen sollen? Sind sie nicht selbst irgendwann von denkenden Menschen aufgestellt worden, die damals nicht auf bereits vorhandene Konventionen zurückgreifen konnten, sondern ihre Denkinhalte selbst hervorbringen mussten? Und warum kann das nicht auch für mich hier und heute gelten? Konventionen, einschließlich aller Formen von Vorurteilen, fixen Ideen, Ideologien, Wissen etc. haben letztlich – oder besser erstlich – einen Ursprung in einem denkenden Menschen: sie fallen weder vom Himmel, noch aus der Natur, noch aus dem Gehirn, noch aus der

Psyche. Wer diesen Schlussfolgerungen ausweichen will und Konventionen auf *unbewusste* Gewohnheitsbildung zurückführen will, schaufelt seiner Argumentation selbst das Grab: dies ist nur die scheinbar raffinierte Umschreibung eines Nicht-Wissens bezüglich eines rein spekulativen Erfahrungsgehalts, der zudem noch prinzipiell unzugänglich, eben unbewusst sein soll. Woher weiß dann derjenige davon, welcher diesen Einwand macht?

Für die These der Konstruktion von Ideeninhalten durch denkende Menschen stellt sich weiterhin die Frage: Wie genau werden Ideen konstruiert? Diesen Nachweis muss diejenige Person erbringen, welche diesen Einwand macht. Bisher wurde meines Wissens nach kein solch konkreter Nachweis ausgearbeitet. Meistens zieht man sich bei einer solchen Herausforderung, einen detaillierten Nachweis zu liefern, zurück auf allgemeine Behauptungen wie: Ideen oder Gesetze werden durch das Gehirn «konstruiert», durch einen bisher unbekanntem physiko-chemischen Mechanismus, oder durch den sprachlichen Gebrauch von Wörtern. Dadurch weicht man jedoch dem entscheidenden Punkt aus: Konstruieren mit Klarheit und Voraussicht bedeutet etwas strukturell, der allgemeinen Form und der konkreten Gestalt nach, also etwas konzeptionell klar Bestimmtes aus vorhandenem Material aufzubauen, eben zu konstruieren oder zu komponieren. Einen Tisch konstruiere ich etwa aus Holz und/oder Metall und dazu muss ich zuerst genau wissen, was ein Tisch ist und dann einen detaillierten Plan entwerfen und diesen dann mit den bereitgestellten Materialien ausführen.

Was ist in dem Falle einer «Ideenkonstruktion» das zugrundeliegende Gesetz und der detaillierte Ausführungsplan? Und was sind die Baumaterialien für die konkrete Konstruktion eines Ideeninhaltes? Wer sich ein weiteres Mal zurückziehen oder ausweichen will, der muss hier behaupten, das geschähe alles *unbewusst*, in den unzugänglichen Tiefen der eigenen Psyche und/oder des Gehirns. Für diese These werden dann kluge psychologisch-neurophysiologische Modelle ersonnen, die nur indirekt, durch ihre messbaren Wirkungen überprüfbar sind und deren direkter Zusammenhang mit Denkprozessen völlig offen bleibt, ja bleiben muss, da es sich um ganz verschiedene Erfahrungssphären handelt: Denken wird grundsätzlich anders erfahren als das Zur-Kennntnis-Nehmen von Messresultaten. Damit wird jedoch eine ernstzunehmende Argumentation preisgegeben, denn mit solchen Hypothesen kann nahezu alles «erklärt» werden, ohne wirklich etwas zu klären.

An dieser Stelle könnte noch argumentiert werden, dass in der Physik bei der Einführung magneto- und elektrostatischer und dann elektromagnetischer Felder auch nichts anderes geschehe als die Einführung eines (mathematischen) Gedanken-Modells, das nur an seinen Wirkungen überprüfbar sei. Ja, der Verlauf der Feldlinien statischer Felder wird durch materielle Probekörper (bei einem Permanent-Magneten durch Eisenfeilspäne) untersucht und auch bei der Analyse elektromagnetischer, also dynamischer Felder, wird mit materiellen Probekörpern gearbeitet und es werden insbesondere entsprechende Experimente ersonnen und durchgeführt. Dabei kommen alle praktischen und theoretischen Methoden der Physik in Betracht (Messungen, Kausalgesetz etc.), die auch bei direkt beobachtbaren sinnlichen Phänomenen zum Einsatz kommen und es wird berechtigterweise davon ausgegangen, dass sich elektromagnetische Vorgänge sinnes-analog verhalten – also genau so untersuchbar und messbar sind, wie wenn es dafür eigene Sinnesbereiche gäbe. Diese Annahmen bestätigen sich in jeder nur denkbaren Weise. – Die genannten neurophysiologischen und -physikalischen Denkmodelle sind von ganz anderer Natur. Zunächst liegt (im Kontrast zum Elektromagnetismus) ein direkt zugängliches

Phänomenfeld vor, dasjenige des Denkens; damit entfällt bereits die unabhängige Notwendigkeit eines Rückschlusses auf ein nicht direkt Erfahrenes, das nur in seinen Wirkungen zu überprüfen sei. (Natürlich leugnen Vertreter dieses Gesichtspunktes die Existenz eines solchen Denkens, siehe oben, sonst wäre die ganze Konstruktion nicht angemessen.) Wenn man sich auf das Denken selbst einließe, müsste nichts gesucht werden, was «hinter» dem Denken «eigentlich» geschieht. Demzufolge postuliert das Modell eine unnötige Ergänzung oder Verdoppelung des Phänomenbereichs des Denkens durch einen sinnes-analogen (neurophysiologischen oder -physikalischen) Prozess, der sich auf einer wesentlich anderen Ebene, in einer anderen Phänomenkategorie, abspielt als das Denken. (Dass dabei das in der Wissenschaftstheorie hochgehaltene Prinzip der Sparsamkeit – Occams Rasiermesser – verletzt wird, sei nur nebenbei bemerkt.) Zudem gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass das Gebiet des Denkens *methodisch* mit denselben Mitteln zu untersuchen wäre wie sinnes-analoge Prozesse der Physik oder Physiologie. Das schließt eine Erklärung oder auch nur eine irgendwie geartete direkte Verknüpfung des einen Gebietes durch das andere bzw. mit dem anderen kategorisch aus.

Es führt kein Weg darum herum, dass jede hypothetisch angenommene Konstruktion von Ideen, wenn sie wirklich durchführbar wäre, das voraussetzen muss, was sie eben erst konstruieren möchte, nämlich Ideeninhalte (ganz abgesehen von Überlegungen zur Natur des notwendigen Konstruktionsmaterials, was bei solchen Hypothesen meist ignoriert wird). Denn der einer bewusst geführten Konstruktion zugrunde liegende Plan ist unausweichlich ideeller Natur – was sonst? Und damit hebt sich auch dieser Einwand auf: Er muss voraussetzen, was er zu erklären vermeint.

Begrenzung des menschlichen Schaffens durch anschauliche Ideen? Steht das Postulat des Seins oder der Invarianz von Ideeninhalten nicht im Widerspruch zur produktiven Potenz von Menschen, die auch das Schaffen von Ideen einschließen müsste? Was menschliches Schaffen im Allgemeinen bedeutet, wird erst später Thema der vorliegenden Betrachtungen sein. Hier soll nur der Frage nachgegangen werden: Können Ideen geschaffen werden? Wenn damit nicht nur gemeint ist, neue Ideen zu denken, also tätig anzuschauen, sondern solche neu dem bisherigen bekannten Bestand an Ideen hinzuzufügen, so stellt sich wieder die Frage, wie das konkret geschehen soll. Sieht man ab von Einfällen, Zufällen etc. die diesen Prozess des Erzeugens nicht klären können und völlig offenlassen müssen, woher die so ins Bewusstsein tretenden «neuen» ideellen Erfahrungen entspringen, bleibt nur die These einer bewussten Konstruktion solcher Ideeninhalte. Für diesen Fall wurde jedoch im vorangehenden Abschnitt bereits gezeigt, dass dies unmöglich ist, ohne voranzusetzen, was konstruiert werden soll.

Ideen haben eine Geschichte: sie können nicht invariant sein. Hier wird eingewendet, dass es die in der 7. und 8. Folge herausgearbeitete Invarianz der Inhalte von Ideen, der Gesetzmäßigkeiten, nicht gibt, nicht geben kann. Als Beweis wird in der Regel angeführt, dass erstens in der Ideengeschichte mannigfach sich verändernde, immer wieder angepasste, sich entwickelnde Ideen nachgewiesen werden können (in allen wichtigen Gebieten wie Mathematik, Physik, Biologie, Philosophie, Soziologie, Psychologie etc.). Und zweitens wird argumentiert, dass auch jeder einzelne Mensch seine Ideen im Laufe des Lebens vielfach verändert, neu greift, prüft, ausbaut etc.

Viele dieser sogenannten Beweise fallen weg, wenn man beachtet, dass das zentrale Problem nicht darin besteht, ob es sich verändernde *Bedeutungen* oder Konnotationen von Worten gibt (das gibt es selbstverständlich), sondern ob es

Veränderungen von Ideeninhalten, also von Gedankeninhalten oder Gesetzmäßigkeiten selbst gibt. Dann wird deutlich, dass man sich etwa unter den Ausdrücken «Demokratie», «biologische Entwicklung», «Zahlen» in früheren Zeiten vermutlich etwas ganz anderes gedacht hat als heute. Aber berechtigt das zum Schluss, dass sich die Ideeninhalte *selbst* verändert haben – oder handelt es sich nicht vielmehr um erweiterte, veränderte, differenziertere, präzierte *Auffassungen* derselben, um Variationen von Perspektiven? Wie kann das geprüft werden? An historischen Tatsachen offenbar nicht, denn die sind vorüber. Man kann nur anhand von überlieferten Dokumenten darauf *schließen*, was geschehen sein *könnte*, aber nicht, was wirklich geschehen *ist*.

Auf diese Weise kommt man jedoch nicht weiter. Zum konkreten Nachweis der Veränderbarkeit von Ideeninhalten müssten man an einem konkreten, gegenwärtigen Fall diese Veränderbarkeit und Veränderung nachweisen. Das ist meines Wissens bisher niemandem gelungen. Aber man nehme trotzdem zugunsten des Einwandes einmal an, ich könnte einen Ideeninhalt *A* in den Ideeninhalt *B* verändern oder Zeuge einer entsprechenden Veränderung, eines Übergangs von *A* in *B* sein. Wie kann diese Veränderung vor sich gehen? Kontinuierlich? Darf sie Sprünge haben? Hat sie gar eine Zeitqualität, oder geschieht sie plötzlich? Da kein diesbezügliches denkempirisches Material vorliegt, ist man auf Spekulationen angewiesen, was nicht wirklich weiterführt. Aber es müsste zumindest Regeln, oder Gesetzmäßigkeiten geben, gemäß denen der Übergang von *A* nach *B* stattfindet. Und wenn sich diese Regeln ebenfalls verändern (was man nach der vorangehenden These nicht ausschließen kann), nach welchen Regeln geschieht das? Wenn man sich nicht erlaubt, hier Zufall und Willkür ins Feld zu führen, so bleibt kein anderer Ausweg als: Es muss invariante Gesetze, Regeln, etc. im Sinne von Ideeninhalten geben, ansonsten bricht die konsistente Denkbarkeit von Ideeninhalten vollkommen zusammen. Wenn alles schwankt, alles sich verändert nach sich ständig verändernden Regeln, die dann im strengen Sinne gar keine Regeln mehr sind, dann gibt es keine Ideeninhalte mehr, nach denen irgendetwas verlässlich beurteilt werden kann – und auch nicht die These der Veränderlichkeit oder Veränderbarkeit (oder der Unveränderlichkeit und der Unveränderbarkeit) derselben.

Diese theoretisch begründete Konsequenz aus der Annahme der Veränderbarkeit oder Veränderlichkeit von Ideeninhalten hat genau dahin geführt, wo man denkempirisch längst war: bei der erfahrbaren Denknötwendigkeit der Invarianz der erlebten Inhalte von Ideen, also bei dem, was hier auch unter Gesetzmäßigkeiten verstanden wird.

Starrheit und Invarianz. Opfert man mit dem Postulat der Invarianz von Ideeninhalten nicht die Einsicht in die Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit und sich ständig entwickelnde natürliche und menschliche Welt? Diesem immer wieder gegen die in sich bestimmte und unveränderte Natur von Ideeninhalten vorgebrachten Einwand liegt eine Verwechslung von Wesen und Erscheinung zugrunde. Man frage sich: Ist dadurch, dass es ein invariantes Kreisgesetz gibt, irgendetwas festgelegt oder determiniert, was die möglichen oder tatsächlich erscheinenden Kreise anbetrifft? In keiner Weise. Und: Auch wenn man festhalten kann, um besonders einfache Gesetze zu nehmen (im Kontrast zum Gesetz der Rose oder des Organismus etwa), dass die *Gesetze* von Kreisen, Ellipsen, Hyperbeln etc. oder von Dreiecken, Vierecken, Fünfecken etc. *nicht* als solche ineinander übergehen können (nur mein Denken kann von einem Inhalt zum nächsten wechseln) – so sind in den konkreten Erscheinungsfeldern (und die Welt der Vorstellungen ist auch ein solches Feld) vielfältige kontinuierliche Übergänge möglich und der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Auch wenn man keine neuen Ideen erfinden oder schaffen könnte, so sind Erfindungen und Schöpfungen im Erscheinungsbereich nach nahezu allen Richtungen möglich. Wem das nicht genügen sollte, wird sich auf den Weg machen müssen, das Erfinden und Konstruieren von Ideeninhalte konkret und phänomenologisch nachzuweisen, und es nicht nur zur «Ehre des menschlichen Könnens» bloß vehement zu postulieren.

© RZ, Februar 2022